



Maike Böcker
Aus Katastrophen lernen?
Wahrnehmungen, Deutungen und Konsequenzen
des Oderhochwassers von 1997
ISBN 978-3-86581-484-5
312 Seiten, 13,3 x 21,0 cm, 34,95 Euro
oekom verlag, München 2018
©oekom verlag 2018
www.oekom.de

Die Kluft zwischen Wissen und Handeln

Auch Ulrich Eberhard erzählt davon, dass er sich nicht vorstellen konnte, dass das Oderbruch tatsächlich überschwemmt werden könnte:

„Und da das letzte große Hochwasser oder der Deichbruch 1947 war, wo ich noch gar nicht geboren wurde, wo man nur aus den Akten heraus, wo man ein bisschen und von den Leuten Erzählungen so ein bisschen wusste, wie so was abläuft, war, ist das eigentlich keine Realität. Ist eigentlich keine Realität. Man geht hier natürlich klar am Wochenende spazieren an der Oder [...] und man kann sich das überhaupt nicht vorstellen. Und dann guckt man langsam. Und dann sagen irgendwelche Leute: ‚Ey, die Pegel steigen.‘ Für uns ist ja immer hier in Küstrin und Hohenwutzen, sind immer die Pegel entscheidend, und steigt und steigt und so. Und macht man sich eigentlich überhaupt keine, weil man kann sich das, also wenn die Zahlen zu hören sind, man kann sie auch nicht in eine Relation bringen. Was heißt was? Wenn es dann heißt: ‚Stufe drei, angesagt, oder Stufe vier‘, dann sagt man: ‚Okay, gut ja.‘ Und dann gehen noch ein paar Leute spazieren auf dem Deich und gucken, ob da irgendwo was durchkommt. Aber man kann sich das eigentlich so selbst hier, für mich, der so was noch nie erlebt hat, kann man sich das nicht vorstellen.“ (20: 10)

In diesem Zitat bündelt sich das bisher Ausgeführte. Ulrich Eberhard erfuhr im Gespräch vor Ort, dass das Wasser der Oder anstieg. Er wusste durch Gespräche vor Ort oder durch die Medien, welche Hochwasserstufe jeweils gerade aktuell war. Ebenso nahm er die Deichläufer/innen zur Kenntnis, die den einsturzbetrohten Deich auf Schadstellen untersuchten.

Doch Ulrich Eberhard sagten die Stufen nichts, welche den Pegelstand der Oder ausdrücken. Er konnte sie „nicht in Relation bringen“. Sie ließen sich nicht in seine Alltagssprache übersetzen – so blieben sie für ihn Zahlen ohne Bedeutung. Auch das Aktiv-Werden von Deichläufer/innen rückte eine Überschwemmung nicht in den Bereich des Vorstellbaren. Wie im vorausgehenden Ausschnitt des Interviews deutlich wurde, ist es der eigene Blick auf die Oder, das individuelle und selbst erhobene lokale Wissen, was ihn dazu bewegte, die Lage als bedrohlich einzustufen. Das eigene

Augenmaß war hier entscheidender als das gesamte auf die Person einströmende theoretische (Experten-)Wissen um die Situation.

Dies schließt auch historisches Wissen mit ein. Aus Akten und mündlicher Überlieferung hat Eberhard Kenntnis über den Deichbruch von 1947. Dass er selbst jedoch noch nie „so was“ erlebt hatte, deutet er als Erklärung für seine Gelassenheit in der Situation 1997. Dies verweist auf die elementare Bedeutung der eigenen Vorerfahrungen für eine Interpretation der Situation. Das theoretische Wissen um eine Überschwemmung führt offenbar nicht zur selben Reaktion und Einschätzung wie eine persönliche vorherige Erfahrung. Hier klafft eine Lücke zwischen Wissen und Handeln. Deutlicher wird dieser Punkt noch in der Erzählung von Martin Drescher aus dem Oderbruch:

„Angefangen hat die Geschichte wie gesagt 1997. [...] Und dann stieg das Wasser immer so schön, so schön langsam. Und ja, und die alten Bauern sagten dann eben, das wird wohl wie 1947, dass das Hochwasser kommt. Die hatten das irgendwie im Gefühl. Und dann haben wir gesagt: ‚Ach nee, das kann doch nicht sein, das bisschen Wasser, das wird nichts. Das steigt zwar an und die Oderwiesen die werden volllaufen, so wie fast in jedem Jahr.‘ Ja und dann stieg es. Und dann sagt meine Frau einfach mal: ‚Komm mal mit, wir steigen mal ins Auto, wir fahren da runter und gucken uns mal die Geschichte da unten an.‘ [...]. Ich hab das ja auch nicht so für voll genommen. Ich dachte: ‚Das geht an dir vorbei.‘“ (11: 5–6)

Die Einschätzung Martin Dreschers wich von der Einschätzung „der alten Bauern“ ab. Er erklärt sich die Einschätzung der Bauern mit ihrem „Gefühl“. Was Drescher als Gefühl bezeichnet, sind die verschiedenen Erfahrungshorizonte, die zu einer erheblich unterschiedlichen Bewertung der Situation beitrugen und später auch das eigene Handeln beeinflussten. Die Erzählung von Martin Drescher veranschaulicht darüber hinaus, dass das Wissen um Hochwasser, Überschwemmungen und die Gefährdung der Region durch Hochwasser ein generationenspezifisches ist. Die Anwohner/innen älterer Generation konnten aufgrund ihres größeren Erfahrungshorizon-

tes die Situation 1997 anders deuten als die der jüngeren Generationen.⁸⁷

Die Erfahrungen mit Hochwasser unterscheiden sich in der Interviewstudie aber nicht nur generationspezifisch, sondern auch regional. Einige Bewohner/innen des Oderbruchs erlebten als Kinder oder Jugendliche die Überschwemmung des Bruchs infolge des Hochwassers von 1947. In der Ziltendorfer Niederung war dies nicht der Fall. Deshalb kamen die älteren Anwohner/innen in der Ziltendorfer Niederung zu einer anderen Einschätzung als jene im Oderbruch. Hilde Imker erzählt von dem Austausch mit ihren Nachbarn:

„Wir sind ja zwischen fünf und sieben Kilometer von der Oder entfernt und, ich meine, wir haben damals gerade zwei Jahre hier gewohnt, aber unsere Nachbarn, die sind alle richtig alt eingessene Thälmann-Siedler und die haben gesagt: ‚Nein, Hochwasser hat es hier noch nicht gegeben, es könnte sein, dass das Grundwasser steigt, wir werden mal die Keller ausräumen und alles hoch tragen, aber Hochwasser nicht.‘“
(17: 6)

Die „Alteingesessenen“, die in der Ernst-Thälmann-Siedlung der Ziltendorfer Niederung leben, ebenso überschwemmungsunerfahren wie Hilde Imker, bezogen sich zunächst auf den schon erlebten Grundwasseranstieg als extremste Auswirkung eines Hochwassers. Sie konnten sich eine Überschwemmung der Niederung nicht vorstellen. Die Einschätzung und Vorbereitung auf das Kommende entsprach damit dem Wissen, das aus ihrer „Alltagswirklichkeit“ entsprang (Berger/Luckmann 2010).

Zusammenfassend lässt sich herausarbeiten, dass sich viele der Interviewten im frühen Stadium der Ereignisse nicht vorstellen konnten, dass das Hochwasser für sie bedrohlich werden würde. Das Hochwasser schien gewöhnlich, gemessen an ihrer lokalen Erfahrung.⁸⁸ Selten lässt sich im Material ein konkreter Moment

⁸⁷ Dieser Aspekt wird in Kapitel 4.5 vertieft.

⁸⁸ Kuhlicke (2008b) weist in seiner Forschung zum Hochwasser an der Mulde von 2002 ebenfalls darauf hin, dass die dortigen Anwohner/innen sich zu Beginn des Ereignisses an ihren bisherigen Erfahrungen mit Hochwasser orientierten. Daraus

ausmachen, an dem den Betroffenen plötzlich klar wurde, dass sie ein Ereignis erleben, welches sie und/oder andere später als Katastrophe bezeichnen würden. Vielmehr veränderte sich die Wahrnehmung prozessartig und in kleinen Etappen. Für diesen Prozess lassen sich dominante Themen und Kristallisationspunkte der Erzählungen herausstellen, anhand derer die Interviewten die allmähliche Veränderung ihres Alltags beobachteten. Verwiesen sei hier auf die besondere Bedeutung des permanenten Anstiegs des Wassers. Neben dem Zeitaspekt – mit *dauerhaftem* Anstieg änderte sich häufig die Einschätzung der Situation – war besonders die selbstständige Inaugenscheinnahme wichtig. Die Anrainer/innen maßen den Wasserstand akribisch und andauernd unter Zuhilfenahme verschiedener Techniken und versuchten sich dadurch einen Überblick zu verschaffen. Dabei beobachteten sie Anomalien (zum Beispiel das Schwimmen von Fischen in den Odervorlandwiesen) und deuteten diese als Indizien für eine Veränderung.

Neben den Eindrücken durch die Beobachtung der natürlichen Umwelt und Kommunikation strömten externe Informationen und Deutungen durch Radio, Fernsehen und Zeitung auf die Oderanrainer/innen ein. Insbesondere den offiziellen Autoritäten Bundeswehr und Technisches Hilfswerk scheint eine hohe Bedeutung zuzukommen, wenn es um die Wahrnehmung von Veränderung in Richtung eines außerhalb des gewohnten liegenden Zustandes geht. Bis zu ihrem Auftreten hielten etliche Interviewte die Ereignisse für alltäglich.

Den gesammelten Eindrücken, welche auf Veränderungen hingen, standen eigene Erfahrungen entgegen. „Der Deich wird halten, das tat er bisher auch“ oder „So ein bisschen Hochwasser gibt es immer mal“ waren exemplarische Aussagen dafür. Gegen eine Veränderung sprachen überdies das starke Vertrauen in die deutschen Deichanlagen und die (daraus folgende) Verortung des Hochwassers als vor allem polnisches und tschechisches Problem. Die für Veränderung sprechenden Faktoren konkurrierten mit den

folgend antizipierten sie ein geringfügiges Routineereignis und waren schließlich von der Abweichung dieser Routinen ebenfalls überrascht. Kuhlicke folgert daraus für seinen Fall, dass vor allem aus persönlicher Erfahrung angeeignetes Wissen zu Unwissen (Nescience) führen kann.

eigenen, aus Alltagserfahrungen gespeisten Normalitätserwartungen. Daraus entstand eine Dissonanz. Diese drückte sich bei den Oderanrainer/innen in dem Gefühl der Unsicherheit und des Unbehagens aus.⁸⁹ Dieses unangenehme Gefühl der Dissonanz reduzierte eine große Anzahl der Ortsansässigen offenbar durch das Ausblenden von Informationen.⁹⁰ Vor dem Hintergrund der Dynamik der Ereignisse lösten sich die eigenen Erfahrungswerte mit dem Fluss und damit das je eigene lokale Wissen zunehmend auf. Dieses eigene Wissen war an die normative Kraft der faktischen Ereignisse nicht mehr anschlussfähig. Trotzdem hielten viele Anrainer/innen daran fest, um das damit einhergehende Sicherheitsgefühl aufrechtzuerhalten. Auch der intergenerationelle Austausch mit hochwassererfahrenen Menschen trug nicht dazu bei, die eigenen inzwischen nutzlos gewordenen Erfahrungswerte aufzugeben. Vielmehr zeigten sich Transmissionsprobleme: Das theoretische Wissen um die Möglichkeit einer Überschwemmung der Region ohne persönliche Vorerfahrung zeigte, etwa bei Personen mit ortshistorischen Kenntnissen, kaum Wirkung und wurde nicht in Handlung und Haltung übersetzt. Schon in dieser frühen Phase des Hochwassers wird damit die besondere Relevanz des eigenen Erlebens für die Deutung der Gegenwart augenscheinlich. Etliche Oderanrainer/innen standen in einem (offenbar unbewussten) Deutungskonflikt: Sie lösten ihn, indem sie ihre Wahrnehmungen auf das Alltägliche lenkten. Dadurch scheint bei vielen Anrainer/innen letztlich der Eindruck entstanden zu sein, das Hochwasser wäre „plötzlich“ hereingebrochen, obwohl sie sich bereits eine Weile damit beschäftigt hatten. Das persönlich angeeignete und als sehr valide geltende

⁸⁹ An dieser Stelle sei auf die Emotionsgeschichte und Emotionssoziologie verwiesen. Autor/innen dieser Disziplin gehen davon aus, dass Emotionen stets bedeutsam sind und Aufschluss über gesellschaftliche Strukturen geben können. Siehe hierzu Senge und Schützeichel (2013). Aber auch in Forschungsarbeiten, die nicht explizit der Emotionssoziologie zugeordnet werden, wird dieser Zusammenhang betont. Siehe beispielsweise Elias (1976a; 1976b).

⁹⁰ Zur Theorie der Dissonanzreduktion siehe Festinger (2012: 257), der Ähnliches beobachtete: „Ist eine Person forcierterweise oder zufällig neuen Informationen ausgesetzt, die zu einer Verstärkung der Dissonanz führen, so wird dies bei ihr häufig zu einer Fehlinterpretation oder Fehlwahrnehmung der neuen Information führen.“

lokale Erfahrungswissen kann somit auch zu einem Hindernis bei der Wahrnehmung von Extremereignissen werden – und damit auch adäquate Reaktionen darauf blockieren.

Insgesamt verweisen diese Prozesse auf die Schwierigkeiten und Verzögerungen in der Wahrnehmung von Umweltveränderungen. Sie ergeben in der lokalen Nahperspektive kein eindeutiges Gesamtbild und sind dadurch zunächst schwer zu deuten. Diese frühe Phase des Hochwassergeschehens kann insgesamt als eine Phase der Unsicherheit beschrieben werden.

3.2 Konfliktlinien und Spannungen im Kontext der Evakuierungen

Erneute starke Niederschläge vom 18. bis 21. Juli 1997 führten zu einer zweiten Hochwasserwelle. Der Regen weichte die Deiche zusehends auf und das Wasser im Fluss drückte tonnenschwer dagegen. Sicker- und Schadstellen entstanden. Die Schutzmaßnahmen der Landkreise und Städte gewannen an Dynamik. Die Deichläufer/innen suchten die Deiche auf Schadstellen ab. Angehörige des Bundesgrenzschutzes, des Technischen Hilfswerks und Bundeswehrosoldaten⁹¹ waren im Einsatz. Es regnete weiter. Einen Tag später startete die Evakuierung der Ziltendorfer Niederung. Nachdem der Deich in Hohenwutzen am 25. Juli ein Stück abrutschte, wurde auch im Oderbruch die Evakuierung vorbereitet und angeordnet. Im folgenden Kapitel sollen die Reaktionen der Anrainer/innen auf die veränderte Situation untersucht und eruiert werden, welche Konsequenzen sie aus den Veränderungen zogen.

Sichern des eigenen Hab und Gut

Vor dem Hintergrund der sich zuspitzenden Situation, die mit einer zunehmenden Veränderung des gewohnten sozialen Umfelds – die Katastrophenschutzmaßnahmen liefen an – einherging, wurden etliche Anwohner/innen zu handelnden Akteuren. Daneben hielt die

⁹¹ In dieser Untersuchung ist von Soldaten im Maskulinum die Rede, weil Frauen erst seit 2001 eine militärische Laufbahn in den Streitkräften der Bundeswehr offensteht (Bötzel/Lopez 2015). Es ist daher davon auszugehen, dass 1997 keine Soldatinnen an der Oder im Einsatz waren.

Spannung, entstehend aus der Wahrnehmung von Veränderung mit inzwischen auch eigener Aktivität bei gleichzeitigem Beharren auf der Unwahrscheinlichkeit eines Deichbruches, bei vielen Interviewten weiter an.

Moni Carl erzählt, wie ihre Familie diesen Abschnitt des Hochwassers 1997 im Oderbruch erlebte, und wie die Familienmitglieder darauf reagierten:

„Ja, und dann haben wir in der Familie [...] so beraten: ‚Was machen wir denn jetzt?‘ [...] Und dann hat meine Familie gesagt, die wohnt ja im Havelland, auch mein Bruder, die kamen dann ein Wochenende ausräumen. Und dann haben wir wirklich alle Möbel, alle Möbel, die hier unten standen, auch die dicken, fetten Buffets, alles nach oben in die obere Etage gebracht, und haben hier unten ausgeräumt. [...] Jedenfalls haben wir alles, was wir tragen konnten, nach oben gebracht. Und mein Bruder ist zweimal mit dem Autoanhänger gekommen und hat, also weiß ich nicht, was wir damals für Wert hielten, [...] da abgestellt. Und ich bin mit den Kindern dann irgendwann hinterhergefahren. [...] Aber ich weiß, in der Nacht, bevor ich abreiste, haben wir kein Auge zugetan, weil die Bundeswehrrhubschrauber also jede Nacht flogen. Die flogen also immer, weil in Genschmar ist der Deich. Die flogen also immer hier rüber, Tag und Nacht, und in der Nacht ganz besonders. Und wir haben überhaupt keine Ruhe gefunden, und das war echt beunruhigend, so dass mein Mann gesagt hat: ‚So, hilft alles nicht, morgen früh fährst du.‘ Ja, weil wir ja auch überhaupt nicht wussten, wie lange wir die Straße noch nutzen können. Es hätte ja auch irgendwo sein können, der Deich bricht, die Straßen sind nicht mehr befahrbar und dann wären wir eben hier aufgeschmissen gewesen. Also, er wollte auf jeden Fall nicht, dass die Kinder irgendwie Schaden nehmen, und dann sind wir halt nach Hause gedüst.“ (2: 26)

Das Vorgehen der Familie Carl ist exemplarisch für das Verhalten vieler Interviewter aus dem Oderbruch. Zwei Punkte standen als Handlungsoptionen zunächst im Vordergrund: Zum einen die Evakuierung der Kinder, zumeist mit ihren Müttern, und die der älteren Familienmitglieder, zum anderen die Sicherung des eigenen Hab und Guts vor der potentiellen Überschwemmung. Dieser zweite Punkt nimmt in den Erzählungen der Interviewten viel Raum ein, um diesen soll es daher zunächst gehen.

Etliche Anwohner/innen der Niederungen begannen, ihre Habseligkeiten in die oberen Etagen ihrer Häuser zu räumen. Sofas wurden die Treppen hinaufgeschleppt, Bücher hastig oben auf den Schrankwänden verstaut. Häufig erfolgten diese Aktivitäten zu einem späten Zeitpunkt – die staatliche Evakuierung war vielerorts schon angeordnet.⁹² Darüber hinaus transportierten einige ihr Hab und Gut, so wie es Carl schildert, mit Fahrzeugen von ihrem Haus fort. Familienangehörige und Freund/innen sowie Nachbar/innen halfen ihnen dabei.⁹³ Manche der Interviewten verfrachteten ihre Fernseher, Schränke, Truhen und Bettwäsche zu Verwandten oder stellten sie in höher gelegenen Landstrichen in Anhängern, Zelten, Scheunen oder in Bungalows ab. Etliche Interviewte versuchten, ihre Häuser mit Sandsäcken zu sichern. Sie legten die Säcke vor die Türen, stapelten sie in die Fenster. Einige gingen gar mit Bauschaum ans Werk und schäumten ihre Kellerfenster zu oder versuchten, sie mit Folie abzudichten. Wieder andere nahmen Hammer und Nagel zur Hand und verschlossen ihre Fenster mit Holzbalken. Die Maßnahmen zur Abdichtung waren jedoch aufgrund der geographischen Lage der Häuser wenig hilfreich, denn die Häuser lagen meist tiefer als die Oder selbst.⁹⁴ In den später überschwemmten Gebieten drang das Wasser trotz dieser Vorkehrungen in die Häuser ein und zerstörte auch den Hausrat, der in die oberen Geschosse oder auf Tische und Schränke geräumt worden war. Dies zeigt stellvertretend, wie aktionistisch die privaten Sicherungsmaßnahmen waren und wie sehr diese Aktivitäten noch immer von der Wahrnehmung der Sicherheit der Deiche geprägt war: Wäre im Zuge des Hochwassers nur das Grundwasser angestiegen, hätten die Maßnahmen vielleicht ausgereicht.

⁹² Auf diese Ungleichzeitigkeiten von privaten und staatlichen Evakuierungsmaßnahmen und ihre Folgen wird im weiteren Verlauf des Kapitels noch eingegangen.

⁹³ Im gesamten Untersuchungsgebiet erzählen die Interviewten davon, ihre Habseligkeiten in die Obergeschosse der Häuser geräumt und die Türen mit Sandsäcken oder anderen Mitteln verschlossen zu haben. In allen Gebieten bildeten sich dazu temporäre Hilfgemeinschaften. Im städtischen Milieu waren diese eher nachbarschaftlich, im ländlichen Milieu hingegen eher verwandtschaftlich organisiert.

⁹⁴ Siehe hierzu Kapitel 2.1.

Als Indizien der Gefahr beschreiben die Interviewten häufig die Wahrnehmung von Veränderungen im vertrauten Umfeld, ausgelöst durch die eingeleiteten Rettungs- und Evakuierungsmaßnahmen. Wurden die Interventionen von außen als beängstigend oder bedrohlich bzw. außergewöhnlich genug wahrgenommen, so bewegten sie die Anrainer/innen zum konkreten Handeln. Moni Carl erzählt beispielsweise davon, wie sehr sie durch das stetige Fliegen der Hubschrauber über ihrem Haus beunruhigt war. Dies trug zu der Entscheidung bei, das Haus mit ihren Kindern zu verlassen. Es sind somit vor allem die sozialen Veränderungen in der Umgebung, anhand derer die Interviewten das Hochwasserereignis erfassten und anhand derer sie damit auch die Bedeutung des Hochwassers für die eigene Existenz ermaßen. Das Wasser allein hatte dies nicht vermocht.

In den Ausführungen der in der Ziltendorfer Niederung lebenden Julia Frank ist es der Abzug der Deichläufer/innen, der in ihrer Familie die Einschätzung einer ernstzunehmenden Gefahrenlage und Evakuierungstätigkeiten einleitete. Frank erzählt von den ersten diesbezüglichen Aktivitäten ihrer Familie zu einem Zeitpunkt, als die Niederung bereits zum Sperrgebiet erklärt worden war:

„Also mein Vater [...] hat dann auch schon relativ früh gesagt, dass wir erstmal Oma evakuieren nach Wiesenau und solche Sachen, und dass man dann doch schon auch mal ein bisschen was aussortiert, und die Heizung haben wir schon ausbauen lassen. [...] Wir haben ja trotzdem nicht mit gerechnet, dass es passiert. Ja. Und dann war es doch so, dass die Deichläufer ja abgezogen worden sind und dann haben wir uns schon, haben wir doch schon mit gerechnet, dass eher was ist. [...]. So und drei, ich weiß es nicht mehr genau, zwei drei Tage später, nachdem die Deichläufer abgezogen worden sind, war halt doch, dass eben der Damm durchgebrochen ist, und dann sind wir doch noch mal runter und haben doch noch so andere Sachen, also noch mehr hochgestellt.“
(13: 22–26)

Die schon im vorherigen Kapitel erläuterte Ungläubigkeit gegenüber dem Geschehen – und nun nicht mehr nur vor dem Hintergrund der steigenden Pegelstände, sondern auch dem sich anbahnenden Deichbruch – wird hier erneut deutlich: „Wir haben ja trotzdem nicht damit gerechnet, dass was passiert“, sagt Julia

Frank. Sie spricht damit aus, was von vielen Interviewten mehr oder weniger explizit geschildert wird. Die Spannung zwischen den auf die Anwohner/innen einströmenden Informationen – die Ausweisung von Sperrgebieten etc. – und dem an ihrer Alltagserfahrung orientierten Deutungsrahmen, hielt auch zu diesem Zeitpunkt noch an. Und mit ihr existierte weiterhin der Druck, diese Dissonanz durch Ausblenden von Informationen zu reduzieren.

Erst die konkrete Wahrnehmung sozialer Veränderungen bewirkte die Einleitung von Handlungen und Aktivitäten der Anrainer/innen, zunächst in Form der Sicherung von Hab und Gut. Die Ausführungen Franks zeigen dabei anschaulich, dass das Sichern der eigenen Habseligkeiten in der Ziltendorfer Niederung ein mehrstufiges Verfahren war. Julia Frank erzählt von ersten Sicherungsmaßnahmen, nachdem die Gegend um ihren Wohnort herum zum Sperrgebiet erklärt wurde. An diesem Punkt herrschte noch eine gewisse Gelassenheit. Die Großmutter wurde zu Verwandten gebracht, die Heizung ausgebaut. Frank und ihre Familie nahmen nur wenige persönliche Dinge mit. Die Handlungen folgten immer noch der Alltagserwartung der Anrainer/innen und dem im vorherigen Kapitel erläuterten Glauben an den Schutz der Deiche. Nicht sinnlich greifbare Ereignisse – wie das Ausweisen des Wohnorts der Franks als Sperrgebiet – spielten als Begründung für diese Aktivitäten keine Rolle. Erst das konkret erfahrbare Ereignis des Abziehens der Deichläufer/innen erschüttert fundamental die Alltagserwartung der Franks. Diese erschütterte Erwartung wird dann aber bereits von der normativen Kraft des Faktischen überlagert: dem Deichbruch. An diesem Punkt erst intensivieren die Franks ihre Schutzmaßnahmen. Mit dem Deichbruch beginnt also die zweite Stufe der Sicherungsmaßnahmen: Die Menschen versuchten ihre Habseligkeiten häufig erst in Sicherheit zu bringen, *nachdem* der Deich bereits gebrochen war und das Wasser langsam in die Niederung einlief. Die verschiedenen Anläufe bilden jenen Prozess ab, in dem die Möglichkeit einer Überschwemmung in den Köpfen der Menschen Gestalt annahm. Bei manchen war dieser Punkt erst erreicht, als der Deich tatsächlich brach. Der gesamte Katastrophen(schutz-)prozess beschleunigte sich.